

(Nachdruck verboten.)

61

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Lene war mählich ins Träumen gekommen. Es war doch eine schöne Zeit gewesen, draußen in Konradsreuth, als sie sich eingelebt hatte in den Wald und die Menschen! . . . Gruber! . . . Was war er ihr geworden in den letzten Jahren, nachdem der erste Sturm mit den „Waldräubern“ sich gelegt hatte?!

Sie schloß die Augen.

Alles! . . . Ach, er war ein Mann! in sich geschlossen und ohne Banken. An dem man sich aufrichten konnte, jederzeit, und der wie Eisen hielt. Freundlich mit jedem, teilnehmend, aber doch wieder Herr für und über sich, selbst der Frau gegenüber. Er hatte sie sehen gelehrt, und all das Menschenthum war ihr verständlich geworden. Er hing am Leben, aber davor stand ihm die Ehre. Er hatte sie stolz gemacht, zielsicher und selbstbewußt. Jeder Lebenslage deutete sie sich gewachsen, sie wußte, was er gethan haben würde. In der Stadt hatte sie viele Männer gesehen, und wenn sie auch ihre Jugend- und Kindererinnerungen zurückrief, es gab keinen Vergleich. Seine hellen Augen mit dem kurzen, geraden Blick, die klaren, von keiner Leidenschaft überwältigten Züge . . .

Die Frau spürte am Arme ein Ziehen. Des Kleinen Augen wiesen über den Tisch. Da kam schon eine Hand herüber, breit, groß, quappig wie ihr Vesiger. Lene kannte den angegrauten Mann, einen Stadtbediensteten, so eine Art Faktotum des Bürgermeisters. In der ganzen Stadt lachte man über sein: „Ich und der Herr Bürgermeister und der Stadtrat haben beschlossen . . .“ Das war sein Alltägliches. Das andre hörten nur die Franzensbader Sturzgäste, wenn er sie durchs Museum führte:

„Sehen Sie, meine Herrschaften, hier hat einstmals Wallenstein's Bett gestanden. Leider Gottes haben es die Käferlein und Motthen schon längst mit Pus und Stingel zusammengefressen! . . .“

Der Würdevolle mit dem glatten, roten Gesicht war Lene zuwider. Der aber war heute in bester Stimmung. Wie Del kam es ihm über die Lippen:

„Aber, das ist schön, Frau Försterin, daß Sie sich unser glühendstes Schützenlager nicht haben entgehen lassen! . . . Ja, unser Schützenkorps! Man sieht doch gleich, daß unser Eger einst reichsunmittelbar gewesen . . . Ja, Frau Försterin, reichsunmittelbar! Das giebt so etwas . . . so etwas . . . na, wie soll ich sagen . . . Ja, wir können auf unsre Vaterstadt schon stolz sein.“

Er sah Lenes leeres Glas.

„Darf ich? . . . Wollen Frau Försterin noch einen Trunk thun? . . .“

Lene verneinte.

„Dann . . . wenn Sie erlauben, werde ich mir eins holen . . .“

Als er wiederkam, war er schon viel vertraulicher. Er nahm umständlich Platz, um seinen schwarzen Schoßrock zu schonen, hielt das Glas gegen das Licht und gustierte: „Nicht übel!“ Dann trank er.

„Weißes Bier! Zu dem muß man schon Sie sagen! Ein Ge—niß! Giebt's denn wo so gutes Bier, wie bei uns? So gut und so viel gesund? . . .“

Er versuchte seine Hand auf Lenes Arm zu legen, hatte aber damit kein Glück. Sofort steckte er die Würde des Stadtbeamten auf.

„Ja, was ich sagen wollte . . . Ihr Besuch, Frau Försterin, ist uns zugegangen, und wir . . . sind ganz und gar nicht abgeneigt . . . wie der Herr Bürgermeister ganz richtig bemerkte: Der alte Gruber hat uns so viel Wald erhalten . . . es ist mir billig, ja . . .“

Er that einen Zug, und abermals schlug seine Stimmung um.

„Ja, der Förster Gruber! . . . Ein tüchtiger Mann, alle Achtung!“

Er sah Lene in die Augen.

„Wollen Sie denn für immer allein bleiben?“

„Ich? . . . Allein? . . . Ich hab' ja meine Studenten! . . .“
„Das sind doch Fremde! Ich meine es anders . . . Eine junge Frau hat, wenn das Trauerjahr um ist, doch auch andre Gedanken . . .“

Lene kam der Jörn. So ein Fettwanst wollte sich mit Gruber in Vergleich stellen. Spöttlich sagte sie:

„So ein altes Keff wie ich? . . .“

„Frau Försterin!“

Der Dide sprang auf.

„Einen weiß ich, der Sie sofort vom Fleck weg—nimmt . . .“

„Auch ohne Pension?“

„Einen Augenblick zögerte er.“

„Auch ohne Pension! . . .“

Hinter der Bretterbude schrie eine grobe Stimme:

„Seff, der Herr Bürgermeister ruft! . . .“

Er mußte alle seine Leibeskräfte zusammennehmen, aber seine Würde hielt der Stadt-Seff ausrecht.

„Adje, Frau Försterin . . . Ich frag' wieder an . . . jetzt ruft die Pflicht . . .“

Als er fort war, konnte Lene nicht mehr an sich halten. Mochten sie alle die Köpfe wenden, sie mußte lachen . . . Der? . . . Wie breitbeinig er dahin stieg, als man ihn rief — der Anecht! . . . Herrgott, er sollte nur noch einmal kommen . . . In die Luft wäre der Gruber mit so einem Fettsack gefahren . . .

Mit einem Satz war das Kleine über den Tisch.

„Franz! . . . Köhler! . . .“

Der ließ sich nicht halten. Die Kostfrau bog sich vor. Draußen, vor dem Kletterbaum, stand das Annerl mit seiner Großmutter, der alten Frau Berger. Das städtisch herausgeputzte Mädchen und das vornübergebeugte Tagelöhnerweib boten einen eigentümlichen Kontrast. Lene rief die Alte an, sie kam sofort.

„Endli, daß ma wieder wer Bekanntes trifft! . . .“

Sie hatte schon ihre Geldtasche heraus und grub nach Kreuzern.

„Ein Paar muß ich essen . . . und ein Bier dazu! . . .“

Als sie sich versorgt hatte, plauderte sie:

„Die Lola ist lang schon heraus . . . mit der Ascher Fabrikantenfrau, selbstverständlich! . . . Sie haben Pferd und Wagen. Da sag' ich zum Annerl: Geh'n wir auch. . . Und der Herr Scharnagl hat uns versprochen, auch auf unser Zeug Obacht zu geben. . .“

„Unser „Pfarrer“?“

„Ja. A tüchtiger Durck'. Ich kenn' seine Leut' . . . Aber, Frau Försterin, in ihr kenn' ich mich net mehr aus . . .“

„In ihr? . . .“

„Ach, ja!“ Die Alte knurrte ordentlich. Die Hauptmanns—witwe, die gnädige Frau von Bartelmus, meine Tochter, mein' ich . . . Das arme Annerl, die sieht nichts Gutes! . . . Und sie hat doch ihre Versorgung, die Labakraft, und verdient einen Haufen Geld und braucht keinen Finger krumm zu machen, sie hat doch die Mädeln im Laden! . . . Denken S' an mich, die will noch einmal heiraten! . . . Jeden Tag geht sie aus, und die Fabrikantenweiber, die aufgetakelten und dann die Männer, alte und junge — eine Sünd' und Schand' ist's . . . Mir quillt oft der Bissen im Mund . . . Frau Försterin, ich sag' Ihnen . . .“

„Aber Frau Berger! . . .“

Die Musik setzte mit aller Kraft ein. Wie im Circus, wenn der Rudelebrettschimmel kommt, Klang es.

Um den Kletterbaum hatte sich ein Ring gebildet. Schützen machten die Ordner und drängten die Menge zurück; im Eifer griffen sie oft ins Leere und torkelten. Im Ring gab ein langbärtiger Schützenhauptmann einem Rudele bloßfüßiger Buben seine Anweisungen.

Eine Hand fährt empor, ein Schlag der türkischen Trommel, die Jungen stürzen nach dem Kletterbaum.

Der Ding ist dick und glatt. Einer nach dem andern will hinauf. Die einen verzweifeln nach den ersten Griffen. Andre wollen in die Hand spucken, da sausen sie schon hinab. Rasselndes Lachen schlägt ihnen entgegen, und beschämt drücken sie sich durch die Reihen. Aber wenige kommen vorwärts; langsam zwar und nach vielen Pausen, aber man merkt doch deutlich die Rudele. Der und jener dreht den Kopf, um nach

dem Meisen zu sehen, an dem die Preise hängen. Die Zuschauer werden ungeduldig.

„Vorwärts, Dicker! . . . Fürcht' dich net! . . . Ach sind die Knackwürst' gut! . . .“

„Zipfel, dalketer, hinauf sollst du, net runterwärts!“

„Wetten, daß keiner 'nauf kommt! . . .“

„Das sieht ein Dummer!“

Drei hingen noch, der eine wie eine reife Pflaume; da fuhr er schon zur Tiefe.

Im Nu hatte das Kleine seine Stiefel von den Füßen; das Annerl hielt die Hände hin, um sie ihm aufzubewahren. Der kleine Gymnasiast ging sehr langsam durch den Sand des Weges, dann that er einen Satz bis zum Baume hin und nahm ihn herzhaft in Angriff. Anfangs kam er nur langsam vorwärts; der Kletterbaum wurde dünner, jetzt ging's schon schneller. Da hingen ihm die beiden Vordermänner im Wege. Dem einen wich er aus und überholte ihn auf der entgegengesetzten Seite. Der andre hatte sich vorgeesehen. In dem war nicht vorbeizukommen. Im letzten Augenblick sah das Kleine immer wieder seinen Weg verstellt.

Die Spannung der Zuschauer war auf's Höchste gestiegen; ganz still war es geworden.

Plötzlich klammerte der Gymnasiast die Füße so fest um den Stamm, daß er fast saß. Und mit beiden Händen faßte er seinen Konkurrenten rückwärts an der Weste. Im ersten Schrecken drückte sich der fest an den Baum. Das Kleine rückte und griff mit den Händen über jenen hinaus. Ein Schwung, er war über ihm und schob darauf los. Drinten koste der Beifall. Als er die Hand nach den Preisen ausstreckte, fiel die Musik mit einem Tusch ein. Er hatte eine Wurst zwischen den Fingern und riß. Die Knackwurst blieb ihm in der Hand, der Meisen aber neigte sich und stürzte mit all den Taschentüchern, „Becken“ und Pfefferkuchen hinab, eine Beute der Jungen und Alten. —

Einige Minuten später saß der Gymnasiast wieder neben seiner Kostfrau in der Bretterbude. Das Annerl biß mit spitzen Zähnen an einer Knackwurst.

Da sagte die alte Berger:

„Eine teuere Wurst! . . . Du hättest ja bei einem Haaren Hals brechen können, mein Bub!“

Das Kleine sah das Annerl, dann seine Kostfrau an. Mit milden Fingern strich ihm Lene über das Blondhaar. Und stolze Röte schob dem Jungen über das ganze Gesicht. . . .

Vom Nachbarisch drangen laute Stimmen. Einer, dem Aussehen nach ein Krämer, erzählte:

„Ja, 's Avancement bei den Schützen war großartig! . . . Den jungen Dieter haben s' zum Lieutenant gemacht! Er war zu schwach zum Militär, und er fühlte, als wollt' er mit der großen Beh den Weg suchen. Aber sein Vater ist der reiche Kaufmann — alsdann?! . . . Der Tasset-Mag . . .“

„Tasset-Mag?“

„Ja, der Flichsneider ist G'freiter worden! Weil er Schillers Glocke von vor- und von rückwärts auswendig kann. Dreißig Jahr war er Gemeiner. Als ihm seine Rängerhöhung mitgeteilt wurde, schrie er aus dem Stied heraus: „Jessas, Jessas, der schönste Tag meines Lebens!“

„Civilist!“

„Selbstverständlich! Der kleine, dicke Funken-Schuster hat ihnen 's G'wehr hingeschmissen . . . Korporal wollte er werden. Es wurde ihm aber nicht bewilligt. „Was?“ schrie er, „nach Karlsbad und Marienbad liefere ich meine Schuh, die Sachsen sind mit meiner Arbeit zufrieden, und bei Euch soll ich als Gemeiner absterben? Da habt's Euren Prügel! . . .“

„Kriegsartikel! Kriegsartikel!“

Beide lachten. —

Zur Bretterbude herein kam der Vogt geschossen. Er drehte sofort den Kopf nach rückwärts und rief: „Ist schon da!“

Noch zwei von Lenes Studenten kreisten heran. Ein aufgeschossener, strohblonder, fünfzehnjähriger Gymnasiast mit einer etwas hängenden Unterlippe, und der Mag. Der „Doppette“ that großartig. Die Backen flogen nur so, drei Finger der rechten Hand hielt er in der Westentasche.

Lene wandte sich an den Blonden:

„Wie ist's denn, Netsch, habt Ihr schon was geessen?“

Gleich fuhr der Lehrersbub dazwischen:

„Aber, Kostfrau! Wie können Sie nur so was denken! Gar keine Spur! Und der Hunger! Mein Magen quärtelt schon, wie net g'scheid . . .“

Lene griff nach der Geldtasche.

„Da, Vogt, kaufen S' ein! Jeden von Euch Zweien ein

Paar und Brot und Bier . . . Der Mag braucht ja nichts, der hat zwei Zwanziger von seinem Doktor bekommen . . .“

„Einer ist schon hin, Frau Zant! . . . Und ich hab' doch keinen Nachmittagskaffee getriegt . . .“

„Also meinethwegen! . . . Ich und Frau Berger trinken auch noch ein Glas . . .“

Während des Essens schwing die Zunge des Kuttentplauer Lehrerbuben auch nicht einen Augenblick. Bald sprach er zu seinen Kameraden, dann wieder zu seiner Kostfrau; ein Wort, das von draußen hereinklang, fing er auf und hängte seine Spazettelu dran.

„Die Professoren sind schier alle heranzukn! Das schwärmt ordentlich! Heute kann man kein Cigarren riskieren!“

„Ich hab' den Ritschelwiger rauchen sehen,“ meinte der Mag, mit beiden Backen kauend.

„Ja, der Ritschelwiger, der hat's gut! Der ist schon ein alter Ding! Wenn der mit seiner Braut am helllichten Tag tanzt, sagt ihm keiner was . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Sardinen-Industrie Frankreichs.

Die Sardiniensfischerei Frankreichs war schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine sehr bedeutende, aber erst seit Einführung der Büchsen-Sardinen hat sie eine internationale Verühmtheit erlangt.

Die Sardine gehört zu der großen Familie der Heringe und ist die wichtigste Vertreterin derselben in den südlichen Küstemeeren Europas. Sie wird in konserviertem Zustande als der wohlgeschmeckteste aller heringsartigen Fische geschätzt und namentlich an der nordfranzösischen Küste gefangen.

Der Fischfang beginnt in Frankreich zur Laichzeit, also zu Anfang des Monats Juni. Sobald die Fischer an der Küste der Bretagne zahlreiche Schwärme von Tümmertauben über der See bemerken, und zahlreiche Röhren in kurzen Zwischenräumen in die Tiefe tauchen sehen, werden die Segelboote ausgerüstet. Die Boote fassen gewöhnlich ein Duzend Tonnen und werden mit 6—10 Personen bemannt. Nur der Kapitän und der Steuermann sind Fischer von Beruf; die übrigen Gehilfen sind Handarbeiter, Landleute, Winzer etc. Alle in der Sardiniensfischerei beschäftigten Boote sind registriert und tragen ihre Nummern in großen weißen Ziffern an beiden Seiten des Bugs, sowie mehrere Buchstaben, welche anzeigen, welcher Stadt die Boote zugehören. Etwa zwei Fuß unterhalb der Mesling befindet sich eine große Plattform, auf welche die Fische geschüttet werden. Der ganze Fangapparat besteht aus dichtmaschigen Netzen von 300 bis 1500 Fuß Länge. Der obere Rand wird durch Korkstücke an der Wasseroberfläche schwebend erhalten, während der untere Rand mit Bleigewichten beschwert ist, die das Netz straff spannen. Die Netze sind grünlichgrau im Tone des Wassers gefärbt, damit sie den Fischen nicht gleich sichtbar werden. Der Ausstrich erfüllt zugleich den Zweck, die Netze dauerhafter zu machen.

Eine Schicht öliger, auf der Meeresoberfläche schwimmender Substanz, sowie eine beträchtliche Menge kleiner im Wasser schwebender Schuppen von metallischem Glanz verraten die Anwesenheit des Fisches. Das Boot wird nun, damit es nicht von der Strömung fortgetrieben werde, durch leichte Ruderschläge über dem Fischschwarm erhalten und das Netz ausgeworfen. Der Patron steht im Heck, streut mit vollen Händen den Köder ins Meer, der dazu bestimmt ist, die Fische an den gastlichen Ort zu fesseln. Bald sieht man neue Mengen Schuppen emporsteigen, während das Netz durch die von allen Seiten herbeiströmenden Schwärme lebhaft bewegt wird.

Bei der Sardiniensfischerei spielt der Köder eine fast ebenso wichtige Rolle wie die Netze. Bei keiner andern Fischerei der Welt wird in so ausgedehntem Maße Köder verwendet. Es ist bemerkenswert, daß Frankreich hinsichtlich dieses unentbehrlichen Artikels vollständig von andern Ländern abhängig ist, und daß die Sardiniensfischerei eng verknüpft ist mit dem Fang anderer als Köder dienender Fischarten in fernen Ländern. Der jetzt verwendete Köder besteht in dem gesalzenen Roggen des Kabeljau's, obgleich auch der Roggen des Schellfisches, des Dorfches, des Pollacks, des Hering's, der Makrele und vieler anderer Fische verwendet wird.

Seit mindestens zwei Jahrhunderten ist Kabeljaurogen von Norwegen importiert worden; dieses Land hat stets den größten Teil des Sardinenlagers geliefert. Andre Lieferanten des Köders sind Holland, Neu-Zundland und die Vereinigten Staaten. Das Werfen des Köders, von dessen richtigem Gebrauch zum großen Teil der Erfolg der Fischerei abhängt, geschieht stets durch den Patron. Wenn die Fische an die Oberfläche gekommen sind, so wirft er den Köder stets in der Weise, daß die Fische, um diesen zu erreichen, dem Netze zuzuschwimmen müssen und so gefangen werden. Wenn sie dann ins Netz gegangen sind, wird dieses eingeholt und zugeschnürt, die Segel werden gehißt und das Boot nimmt seinen Kurs nach dem nächsten Hafen, wo die stets reiche Beute auf das Deck geschüttet wird.

Es ist eine eigentümliche Thatsache, daß man selten eine lebende Sardine aus dem Wasser zieht; geschieht dies doch einmal,

so sieht sie fast augenblicklich. Es wird aber kein Eis oder sonstiges Konservierungsmittel für die Fische angewandt; sie erreichen den Hafen in guter Beschaffenheit und befinden sich schon oft ein bis zwei Stunden nach dem Fange in den Konservenfabriken.

Von den 250-300 Fischerbooten, die während der Fangzeit in Belle-Isle ausgerüstet werden, gehören 200 zum Hafen von Palais, die übrigen nach Saugon. Diese beiden Häfen bilden zugleich die Haupt-Sardinienbörsen. Jedes Boot erzielt einen Ertrag von ungefähr 8000-10 000 Fischen, und man berechnet den Marktpreis nach der mit den ersten Schiffen eingebrachten Menge. Auf den Molen warten schon die Vertreter der großen Konserven-Handels Häuser, um ihre Einkäufe zu machen. Ist dieses Geschäft erledigt, so werden die Sardinen zu je 200 Stück in Körbe gezählt und sogleich von den Fischern nach den Konservenfabriken befördert. Wenn die Fische in der Konservenfabrik ankommen, werden sie auf großen Tischen ausgebreitet und mit ein wenig Salz bestreut. Die Frauen, welche die Köpfe und Eingeweide der Fische entfernen, verrichten ihre Arbeit mit großer Geschwindigkeit. Die Fischchen fallen in einen bereitstehenden Korb; die Abfallteile werden an die Landleute zum Düngen ihrer Felder verkauft.

Gleich nach dem Ausweiden sortiert man die Fische nach der Größe, worauf sie in große mit Salzlake gefüllte Behälter kommen. In dieser Lake bleiben die Fische 1/2 bis 1 Stunde, je nach Größe, Qualität und Bitterung. Darauf werden sie in kleine Weidenkörbe gebracht und gewaschen. Während des Waschens bleiben die Fische in den Körben, die durch das Wasser gezogen werden. Dieses wenige Sekunden in Anspruch nehmende Verfahren entfernt alles unauflöseliche Salz, lose Schuppen usw.

Nach sorgfältigem Waschen und Spülen der Fische werden sie, jedes Stück von dem andern isoliert, auf besondere Drahtvorrichtungen, sogenannte „Rosie“, gelegt und sofort zum Trocknen an die frische Luft gestellt. Ist das Wetter aber regnerisch oder auch nur feucht und neblig, so ist das Trocknen unmöglich und die Fische sind verloren. Sie sind dann gerade noch als Düngstoff, aber sonst absolut nicht verwendbar. Vielfach haben die Rosie auch die Gestalt von Drahtkörben mit mehreren Fächern, deren Wandungen schräggestellt sind. Die Sardinen werden in diesen Fächern mit den Schwanzenden nach oben untergebracht und hierauf die Körbe an den Trockengeüßten aufgehängt.

Man hat sich vielfach bemüht, den großen Schäden, welche durch feuchte Bitterung hervorgerufen werden, zu begegnen. So hat z. B. das Haus Amieuz zu Saugon, welches 350 Leute beschäftigt, zu diesem Zwecke einen großen mechanischen Trockenapparat beschafft, welcher sich sehr gut bewährt. Es ist dies ein riesiger Ventilator, der durch Dampfkraft betrieben wird. Die Sardinen werden einige Augenblicke einem starken Luftstrom ausgesetzt, um unmittelbar danach, auf den Kosten ruhend, in große Pfannen mit siedendem Olivenöl eingetaucht zu werden. Diese Manipulation dauert je nach der Größe der Fische drei bis fünf Minuten. Damit das Olivenöl seinen natürlichen Geschmack behält, wird es nicht über offenem Feuer erwärmt, sondern es wird überhitzter Dampf durch das Öl hindurchgeleitet. Da die Fische zuvor ganz trocken waren, so absorbieren sie bei dieser Manipulation einen großen Teil des Oeles, welches von Zeit zu Zeit ersetzt werden muß. Nach dem Sieden werden die Sardinen mit den Kosten zum Abtropfen aufgestellt und nach dem Trocknen in Büchsen verlegt. Diese Büchsen gelangen dann in den Deltraum, wo die Läden zwischen den Fischen mit frischem Olivenöl angefüllt werden. Auch die Gewürze, Tomatenauce und Sardellenpaste, welchen die französische Sardinienbereitung hauptsächlich ihren Wert verdankt, werden hier beigefügt.

Die Fabrikanten verwenden zwei Arten Öl zum Einlegen der Sardinen in Büchsen, nämlich Olivenöl und Erdnußöl. Obwohl die beiden Öle verwenden und wohl auch größtenteils überzogen sind, reines Oliven- und Erdnußöl von den Händlern zu erhalten, soll doch mehrfach eine Verfälschung dieser Produkte durch das wohlfeile Baumwollsamensöl vorkommen. Genau ist man über diesen Punkt noch nicht unterrichtet. Die Amerikaner bringen allerdings ihren bedeutenden Export an Baumwollsamensöl nach Frankreich mit der Sardinienindustrie in Beziehung, doch fehlt der klare Beweis, daß ihre Vermutungen zutreffend sind. Jedenfalls ist es interessant, zu konstatieren, daß während des fiskalischen Jahres 1899 die Vereinigten Staaten nahezu 17 Millionen Gallonen Baumwollsamensöl im Werte von 16 Millionen Mark exportierten. Das Erdnußöl wird in ausgedehntem Maße verwendet, um der Nachfrage des Auslandes, namentlich Amerikas, nach einer billigen Sardinie zu entsprechen. Die meisten der billigeren französischen Sardinen, welche nach Amerika exportiert werden, sind in Erdnußöl eingeleget, welches thatsächlich geschmacklos ist.

Es gibt noch verschiedene andre Ingredienzien, welche man den Sardinien zusetzt, um sie wohlschmeckender oder pikanter zu machen. Einige der allerbesten Sorten werden mit geschmolzener Butter guter Qualität statt mit Öl bereitet, doch sind diese zumeist speziell für den französischen Markt bestimmt.

Auf Schienen laufende Wagen befördern die Büchsen nach dem Lötzimmer, wo Arbeiter mittels Lötcolben die Deckel befestigen. Die Büchsen werden, um die etwa in ihnen eingeschlossenen Mikroben zu zerstören, in große, mit kochendem Wasser gefüllte Pfannen ge-

bracht, in diesen dem Kochprozeß unterworfen, hierauf in Sägespänen getrocknet und genau untersucht. Die Untersuchung erfolgt durch einen besonders sorgfältigen, gewissenhaften Beamten, durch dessen Hände jede Büchse geht.

Zeigt sich ein Fehler in der Lötung, so wird das Stück zurückgewiesen und nach dem Abfallraum befördert. Der Inhalt einer solchen Büchse hat keinen Nahrungswert. Die tadellosen Stücke werden zu je 100 in Kisten verpackt und in dieser Form in den Handel gebracht.

Für die besten französischen Büchsenfabriken, darüber kann kein Zweifel bestehen, wird nur absolut reines Olivenöl verwendet. Diese Sardinen halten sich 10 Jahre oder noch länger in guter Beschaffenheit. — Fred Good.

Kleines Feuilletou.

ck. Australisches Buschleben vor fünfzig Jahren. Fesselnde „Erläuterungen und Eindrücke“ aus dem Leben im australischen Busch, wie es vor fünfzig Jahren noch war, bietet ein soeben in London erschienenenes Buch „My Australian Girlhood“ von Mrs. Campbell Praed. Gerade dieser Kontrast der Bilder zu dem heutigen Leben in dem Kontinent giebt eine lebhaftere Vorstellung von der märchenhaften Entwicklung, die das neue Australien im Laufe eines halben Jahrhunderts durchgemacht hat. Seit jener Zeit ist der alte Pionier, wie er in dem Bunde noch beschrieben wird, fast ganz ausgestorben, und die Erforschung Australiens hat ihre Geheimnisse und ihre Schrecken verloren. Es liest sich sehr merkwürdig, wie damals eine Expedition arrangiert wurde: Die Pioniere führten eine Gefolgschaft von vorläufig entlassenen Sträflingen, die die Regierung ausließ. Wenn der Pionier nach einem neuen Lande aufbrechen wollte, versammelte er seine Sträflinge um sich und sagte: „Gefährten, wir ziehen ins Innere. Wenn einer von Euch das Unternehmen scheut, so laßt es mich wie Männer wissen, und ich werde andre bekommen; wenn Ihr aber zu uns haltet, so werde ich zu Euch halten, Euch gute Rationen geben und 400 M. jährlich, so lange, wie Ihr Euch danach benehmt.“ Sehr wenige scheuten vor dem Wagnis zurück, einige zeigten sich als wahre Helden, und viele bekamen auf diese Art ihren Entlassungsschein und schließlich ihre Freiheit. Die Pioniere zogen wie Abraham und Lot mit ihren Heerden. Oft litten sie schwere Not durch Wassermangel und kamen im Busch um. „Ich erinnere mich, daß während einer Dürre einige Männer nach Norden zogen und mehrere Tage später zurückkamen, nachdem sie fast verdurftet waren. Sie wußten, daß ein Teich 60 Meilen von dem Orte ihres Aufbruchs entfernt war; aber als sie ihn fanden, war kein Wasser darin. Alles Wasser in ihren Behältern war Stunden vorher ausgetrunken, und die Pferde waren erschöpft. Vor und hinter ihnen drohte der Tod. Sie wußten, daß sie beim Weitergehen den Fluß finden würden, der sich in viele Arme teilt, und sie konnten ein trockenens Bett entlang gehen, während einige hundert Yards von ihnen in einem andern Bett Wasser war, ohne daß sie es wußten. Die Leute gingen vorwärts, und ihre Leiden wurden schrecklich. Die Pferde konnten nicht grazen, und die Männer rauchten schweigend, bis einer allmählich ruhig zu phantastieren begann und viel über sein Weib sprach. Dann wurde er wilder und riß seine Kleider ab, was Menschen immer thun, wenn der Durst-Wahnstun sie ergreift; nach diesem Stadium legen sie sich hin, und die blauen Ameisen bekommen sie. Gegen Sonnenuntergang spitzten die Pferde plötzlich die Ohren und gingen frischer vorwärts. Vor ihnen war ein Teich, und Menschen und Pferde tranken und schmelzten darin. Ich erinnere mich noch recht gut, wie sie den Geschmack und Geruch des Wassers als etwas Paradiesisches beschrieben, und wie es bis zu den Fingerspitzen und Beinen wie durch die Poren eines Schwammes zu gehen schien.“ Eines der schrecklichsten Ereignisse, an die Mrs. Praed sich erinnert, trat ein, als sie schon verheiratet war. Es war das Schicksal einer Gesellschaft, die aus einer Frau, ihrem Mann, einem Gefährten und einem Kind bestand, die mit ihrem Gepäc in einem blauen Laken umher zogen. Sie hatten keine Wasserbeutel und wurden durstig, „Das Kind schrie und wurde schwer auf den Armen zu tragen — es war zwei oder dreijährig und ging nur kurze Strecken an der Hand der Mutter. Die Männer machten sich auf die Suche nach Wasser; da sie aber nicht zurückkehrten, entschloß die Frau sich, ihnen nachzugehen. Sie band das Kind also an einen Gummibaum und ging durch den Wald, in der Meinung, daß sie leicht ihren Weg zurückfinden würde. Sie zeichnete die Bäume aber nicht; diese sahen ihr dann alle ganz gleich aus, und nach einer Weile wußte sie, daß sie im Busch verloren war. Die Männer hatten auf ihrer fruchtlosen Suche nach Wasser den Weg auch nicht gezeichnet und waren ohne Kompaß. Einen Tag und eine Nacht wanderten sie umher und kamen schließlich zu einer kleinen Ortschaft. Nun zogen Leute auf der Suche nach Frau und Kind aus. Letzteres fand man auch bald, aber Soldatenameisen hatten das hilflose Kind angegriffen und seine Haut bruchstücklich aufgefressen. Was von dem Kinde noch übrig war, begrub man unter dem Gummibaum. Inzwischen hatte ein Hirt die fast verdurftene Mutter in der Nähe der Ortschaft gefunden. Er brachte sie dorthin, und sie erzählte ihre Geschichte. Als die Männer von ihrer Suche zurückkehrten, plakte ein Schwarzer, der voranritt, mit der Mitteilung von dem, was sie entdeckt hatten, heraus. Da verlor die Frau den Verstand und starb bald darauf im Irrenhause.“ Zu den frühesten Erinnerungen der

Verfasserin gehört die an einen „Corroboree“, den Tanz der Eingebornen, von dem sie folgende malerische Schilderung entwirft: „Die Feiler brannten in regelmäßigen Entfernungen, und in drei oder vier Reihen standen an erster Stelle die nackten bemalten Krieger mit Papageien- und Kakadufedern auf dem Kopfe und werklosen Perlen um den Hals; sie schlangen die Speere über ihren Köpfen. Dann kamen die Alten und hinter ihnen die alten Weiber, die unter Begleitung eines Tamtam und verschiedener Mantrommeln einen monotonen, mitschwingenden Chor sangen. Jetzt ist der Gesang klagend, dann schwillt er zu einem Triumphgeschrei an. Die Hauptlinge vorn scheinen die Vorführung zu leiten. Einige sind bemalt, sodas sie Skelette darstellen, andre mit spiralförmigen Schleißen, die sich wie Riesenschlangen um ihren Körper winden. Sie schwenken die Speere und stoßen rauhe Schreie aus. Jetzt tritt eine kleine Gesellschaft Tapferer in die Arena. Sie halten die Schilde vor sich, machen schlängelnde Bewegungen, sehen wachsam und schlau von einer Seite zur andern, beugen sich, als ob sie unter Thorwegen durchgehen müßten und flüstern zusammen. Es bedeutet sicherlich die Probe eines nächtlichen Angriffs auf die Station eines Weibes. Dann springen sie seitwärts auf Scheinbar Schlafende, die mit schläfrigen Gebärden aufstehen, Schreden und Verstärkung zeigen und nach schwachem Widerstand um Gnade bitten. . . .“

c. Ein großer Walfischfang. Hilsivich, ein kleiner Sommeraufenthalt auf den Shetlands-Inseln, war am Sonnabend der Schauplatz einer großen Walfischjagd. 166 Angehener der Diefse waren an die Küste getrieben und wurden auf dem Strande geschlachtet. Große Walfischwärme sind in dieser Jahreszeit in den nördlichen Meeren häufig; da ein solcher Schwarm sich der Insel näherte, ergrißen die Fischer sogleich schnelle Maßregeln, um Augen aus ihren Booten zu ziehen. Boote wurden in die See gelassen, und es war ein aufregendes Schauspiel, wie es den Fischern gelang, die Tiere ans Ufer zu treiben. Dann begann das Schlachten. Messer, Harpunen und Waffen jeder Art wurden herbeigebracht, und als man nachher zählte, hatten 166 Tiere, von 7 Fuß bis zu 35 Fuß Länge, ihre Nähe mit dem Leben bezahlen müssen. Es sind Heringswalfische, die nur einige 20 Tons Del im Werte von etwa 1200 M. geben werden. Die Kosten, das Del heranzuziehen, werden den Augen des Fanges sehr mindern. Früher war es Brauch, das der Eigentümer, auf dessen Land Walfische ans Ufer getrieben wurden, ein Drittel des Gewinns beanspruchte. Diejem Anspruch wurde aber oft Widerstand geleistet, und im Jahre 1889 entschied das Gericht, daß diese Forderung ungesetzlich wäre. —

Physiologisches.

cc. Ueber das Sehen mit ungleichen Augen. In der neuesten Nummer des „Archivs für Physiologie“ werden interessante Mitteilungen über das Verhalten ungleicher Augen gemacht, wonach man erkennt, daß es vernünftig bedeutend mehr Menschen giebt, die ungleiche Augen haben, als man gewöhnlich vermutet. Meistens wird der betreffende Träger dieser Abnormität nicht dadurch gestört, die von beiden Augen gelieferten Bilder ergänzen sich vielmehr genau so, wie wenn die Augen normal wären. Erst bei besonderer Prüfung fällt die Ungleichheit auf. Auch der Verfasser jener Mitteilung, Baumann, wurde sich der Kurzsichtigkeit seines rechten Auges erst bewußt, als er Soldat geworden war und rechts zielen und schießen sollte. Er hatte sich bis dahin für normalmäßig gehalten, da offenbar das weniger scharfe Bild, das vom kurz-sichtigen rechten Auge geliefert wird, sich stets dem schärferen des andern Auges untergeordnet hatte. Die Thatsache wurde durch folgende Versuche noch erhärtet. Es wurde ein Opernglas beim Sehen benutzt und für das rechte Auge eingestellt. Beim Durchsehen mit beiden Augen war durchaus kein störender Einfluß zu bemerken. Wurde das Glas für das linke Auge eingestellt, so war der Erfolg derselbe, jedesmal ordnete sich das weniger scharfe Bild dem schärferen unter. Man konnte das Opernglas nun aber für beide Augen verschieden einstellen, so daß in jedem ein scharfes Bild entstand; der Erfolg war nun nicht etwa ein besonders gutes und deutliches Sehen, sondern Baumann mußte von dem Versuch, mit beiden Augen zu sehen, sehr bald abstehen, weil die Augen heftig zu schmerzen begannen. Offenbar war der Grund der, daß die Bilder in den beiden Augen, wenn auch gleich scharf, nunmehr aber von ungleicher Größe waren. In den früheren Fällen ist das scharfe Bild eindringlicher als das gleich große unscharfe; dieses stört daher gar nicht, sondern tritt ergänzend hinzu; jetzt dagegen sind die ungleich großen Bilder gleich eindringlich, so daß keines in der Wahrnehmung bevorzugt wird. Beide Augen stehen nun in heftigem Wettstreit, ihre Wahrnehmungen zur Geltung zu bringen, und der Versuch, sie zu verschmelzen, rief die Empfindung des Schmerzes hervor. —

Technisches.

— Eine Eisenbahnbrücke von 2700 Meter Länge. In der Wochenchrift „Prometheus“ wird über eine Eisenbahnbrücke berichtet, die über den Godavari-Fluß in Indien führt. Man baute fast drei Jahre an der Brücke. Seit kurzen wird sie von Eisenbahnzügen befahren. „Die an der Ostküste Vorderindiens entlang von Madras nach Calcutta führende East Coast-Eisenbahn überdreitet bei Rajamahendri den von West-Whats herabkommenden Godavari 64 Kilometer von seiner Mündung. Der Godavari, nächst dem Ganges und dem Indus der mächtigste Strom Indiens,

hat hier bei Hochwasser eine Breite von 2750 Meter und eine Stromgeschwindigkeit von 1,2 bis 3,8 Meter in der Sekunde. Die Hauptströmung befindet sich in der Mitte des breiten Strombettes. Das in Indien häufig beim Brückenbau angewandte Verfahren, den Strom durch Herstellung eines vertieften Kanals einzuzengen, um seine Breite zu vermindern und auf diese Weise die Länge der Brücke zu verkürzen, war hier ausgeschlossen, man war also gezwungen, den Strom in seiner ganzen Breite zu überbrücken. Was nun die Bauart der Brücke betraf, so konnte man dem Beispiele amerikanischer Ingenieure folgen, die Spannungen von 120 bis 180 Meter bevorzugen, um die Anzahl der Brückenpfeiler zu vermindern. Aber eine solche Brücke würde es nötig gemacht haben, englische Fabriken zur Herstellung des eisernen Oberbaues in Anspruch zu nehmen; man hatte jedoch Grund, dies, wenn irgend möglich, zu vermeiden, und die Brücke allein mit Hilfe indischer Fabriken und Arbeiter herzustellen. Da es in Indien an geschickten Mauern und Arbeitern nicht mangelt, so betrachtete man den Aufbau einer größeren Anzahl gemauerter Brückenpfeiler als den geringeren Uebelstand, weil kürzere Brückenjoche in Indien selbst aus Eisen hergestellt werden konnten. Die Bauverhältnisse im Godavari waren insofern für den Pfeilervbau nicht besonders ungünstig, als nur einige Pfeiler in tiefem Wasser zu stehen kamen, die Mehrzahl der Pfeiler konnte, wenn man den Bau in der langen Zeit des niedrigen Wassers ausführte, in flachem Wasser erbaut werden, so daß der größere Teil des Pfeilermauerwerks über Wasser fiel. Diese Erwägungen führten zur Wahl von Öffnungen zwischen den Pfeilern von 45,7 Meter; für die Pfeiler genügt eine obere Breite von 3 Meter. Auf diese Weise ergab sich eine Brücke von 56 Strompfeilern und eine Länge derselben zwischen den beiden Uferpfeilern von 2743 Meter; dazu kam eine kurze Klutbrücke an den Ufern, so daß die Brücke eine Gesamtlänge von 2772 Meter erreichte. Die Gründungsarbeiten für die Pfeiler wurden unter Luftdruck in Taucherlasten ausgeführt, die je nach der Wassertiefe, eine Höhe von 5—15 Meter hatten. Die offenen Schächte von 7—12 Meter Tiefe wurden, je nach Erfordern, ausgehoben und dann mit Betonmasse gefüllt. Die Brücke ist nur einseitig und hat daher in der Eisenkonstruktion, die aus parallelen Gitterträgern besteht, nur 4,9 Meter Breite. Diese Bauart und die verhältnismäßig geringe Länge der einzelnen Brückenjoche gestatteten es, die Parallelträger der letzteren fertig herbeizuschaffen und einzeln auf ihre Lager zu heben. Der Quer- und Windverband konnte in dieselben eingebaut werden, als sie auf den Pfeilern lagen, so daß ein eigentliches Montagegerüst gar nicht erforderlich war. —

Humoristisches.

— **SCHAN.** Zwei Schnorrer, die sich Zeit ihres Lebens nicht ausflehen konnten, treffen sich in Karlsbad in einem Restaurant, in dem eine Zigarettenlavelle aufspielt. Der Saal ist gedrängt voll und den beiden bleibt schließlich nichts übrig, als sich an einen und denselben Tisch zu setzen. Während sehen sie sich an und sie sind nahe daran, auf einander loszufahren. Da kommt ein brauner Zigeuner zu ihrem Tisch und reicht den Teller, um abzunehmen. Der eine greift ärgerlich in die Tasche und wirft einen Kreuzer darauf. Der andre aber schmunzelt jetzt behaglich und sagt: „Wir zwei gehören zusammen! . . .“ („Jugend.“)

Notizen.

- „David und Goliath“, eine „heroische“ Komödie von Adolf Paul, ist vom Deutschen Theater zur Aufführung angenommen worden. —
- Hermann Wahrs Komödie „Der Krampus“ wird im Kleinen Theater („Schall und Rauch“) mit Max Reinhardt in der Titelfolge aufgeführt werden. —
- Im Weimarer Hoftheater wird als erste Novität der Winterjation das Lustspiel „Schnapphähne“ von Walter Bloem in Szene gehen. —
- Gorkis neuestes Drama „In den Tiefen“ sollte demnächst im Moskauer Theater die erste Aufführung erleben. Bei näherem Zusehen erschien aber der Direktion der Realismus, mit dem in dem Stücke das russische Volksleben geschildert ist, so „brutal“, daß sie sich hinter die Censur verkroch und die Proben auf unbestimmte Zeit vertagte. —
- Für den Frankfurter Sängerefest-Streit 1903 wird eine besondere Festhalle erbaut, die 8000 Zuhörer, 1600 Sänger und 120 Musiker fassen kann. —
- In dem Kongssberger Silberbergwerk (Norwegen) ist ein Silberklumpen gefunden worden, der mit dem Gewicht 150 Kilogramm wiegt und gegen 100 Kilogramm Rein Silber ergeben wird. —
- Reklame-Kunst. Der Schweizer Hotelier-Verein hat ein Preis-Ausschreiben, eine „Ideen-Konkurrenz“, zur allgemeinen Hebung des Fremdenverkehrs in der Schweiz erlassen. Ingesetzt sind 1000 Fr. und 500 Fr. Hauptbedingung ist, daß die Reklame die gesamte Schweiz umfaßt, ohne Bevorzugung einer besonderen Gegend. Eingaben sind bis Ende September dem Centralbureau des schweizerischen Hotelier-Vereins einzureichen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 14. September.